

Samhain – Das Wechselkind

Eine Kurzgeschichte

von Felicity Green

© Felicity Green, 1. Auflage 2015
www.felicitygreen.com
Felicity Green, Jestetten
Felicitygreenauthor@hotmail.com

Das Ziehen im Unterbauch ließ nach und Posey atmete tief ein und aus. Die Schmerzen verschwanden so schnell, wie sie gekommen waren, aber sie traute der Sache nicht und hielt sich immer noch an dem Holzbalken im Wohnzimmer ihres kleinen Cottage fest. Jetzt konnte sie es wirklich nicht mehr verleugnen. Es ging los.

Posey schaute mit Bedauern zum Couchtisch hinüber, auf dem viele Leckereien aufgereiht waren und ein Stapel DVDs lag. Es waren keine Filme dabei, die ihr wirklich Albträume verursachen würden. Diesmal hatte sie sich für ein paar, wie sie fand, harmlose und amüsante Horrorklassiker entschieden: Fright Night, Rosemaries Baby, Tanz der Vampire. Ein traditioneller Halloween-Abend hatte in ihrer Heimat – der Kleinstadt in Connecticut, in der sie aufgewachsen war – anders ausgesehen. Ihre Familie war dagewesen und dauernd hatten verkleidete Kinder an der Tür geklingelt, die Süßes oder Saures riefen. Hier, allein in diesem Cottage, inmitten im Nirgendwo an der irischen Westküste, verzichtete sie lieber auf Chucky, Jason, Freddy & Co.

Aber gerade weil sie allein und Halloween immer einer ihrer Lieblingsfeiertage gewesen war, hatte sie nicht gänzlich darauf verzichten wollen. Den ganzen Tag über hatte sie schon in der Küche gestanden und Marshmallow-Gespenter, Karamelläpfel, alkoholfreien roten Punsch mit »Augenbällen«, sprich Litschis, Würstchen in Form von abgehackten Fingern, Kürbis-Friedhofskuchen und viele weitere schaurige Köstlichkeiten zubereitet, die sie mit Halloween verband. Dabei hatte sie die Schmerzen im Rücken auf das viele Stehen und Herumwerkeln in der Küche geschoben. Sie hatte nicht wahrhaben wollen, dass es jetzt schon losgehen könnte, wo doch Ian noch in Dublin war.

Heute war sein letzter Arbeitstag – dann hätte er erst einmal einen ganzen Monat frei, bis er seine neue Arbeitsstelle hier, in Ballyconneely, antreten würde. Statt für die paar Wochen, die seit ihrer Hochzeit in den USA und Poseys Auswanderung nach Irland vergangen waren, noch in Dublin zu wohnen, war sie gleich an die Westküste in das wunderbare, heimelige, wenn auch abgeschiedene Cottage gezogen und hatte sich hier eingerichtet.

Der Nachteil war natürlich, dass sie ihren frischgebackenen Ehemann nur am Wochenende gesehen hatte. Aber es war ihr wichtiger gewesen, ein Heim für das Baby herzurichten. Und mit dem Neugeborenen hätten sie dann einige Wochen nur für sich. So war der Plan gewesen und Ians neue Arbeitssituation somit eigentlich ideal. Nur hatten sie dabei nicht bedacht, oder nicht bedenken wollen, dass das Baby sich früher als geplant ankündigte. Der Entbindungstermin war noch mehr als eine Woche entfernt.

Posey seufzte noch einmal tief und griff zum Telefon. Es klingelte ein paar Mal, bis Ian an sein Handy ging.

»Hallo?«

»Ian? Ich kann dich kaum verstehen.«

»Warte ... es ist sehr laut hier ... ich gehe nach draußen und ruf dich zurück.«

Beim tut, tut, tut der toten Leitung krampfte sich Poseys Magen zusammen. Das war noch keine neue Wehe, sondern nur ein ungutes Gefühl. Beunruhigt starrte sie aus dem Fenster auf den Hügel neben dem Haus. Sídh – einen Feenhügel nannte man ihn; so hatte es die nette Dame erklärt, die ihnen das Cottage verkauft hatte. Angeblich war der Hügel ein Portal in die Welt der Feen, oder Sídhe. Am helllichten Tag, Ians warme Hand in ihrer, hatte sie die Geschichte

charmant gefunden. Jetzt, wo der Mond sein fahles Licht auf den einsamen Hügel warf, war ihr mulmig zumute. Sie ärgerte sich, dass sie die Vorhänge noch nicht fertiggenäht hatte – der Bezug für den Stubenwagen war ihr wichtiger vorgekommen –, und zuckte zusammen, als das Telefon klingelte.

»Tut mir leid, in diesem Pub ist es laut. Meine Kollegen haben mich zum Abschied auf ein, zwei Bier eingeladen. Na ja ...«, Ian räusperte sich, »um ehrlich zu sein, sind wir schon seit vier Uhr hier. Vielleicht waren es ein paar Bier mehr. Alles klar bei dir?«

»Ian, es geht los.« Jetzt, wo sie es laut aussprach, machte sich Panik in ihr breit.

»Was?«

»Die Wehen haben angefangen.« Tränen schossen ihr in die Augen. Es konnte doch nicht wahr sein, dass sie das Baby allein, ohne ihren Mann, bekommen würde. Ihre Familie war weit weg und Freundschaften hatte sie hier auch noch nicht geschlossen. Niemand Vertrautes würde bei der Geburt an ihrer Seite sein. So hatte Posey sich das nicht vorgestellt!

»Äh ... Mist.« Sie hörte, wie Ian tief Luft holte. Er wusste auch nicht, was jetzt zu tun war. Irgendwie hatte sie sich darauf verlassen. Er war sonst immer derjenige, der mit großem Selbstvertrauen an die Sachen heranging. Als sie nach einigen Monaten Fernbeziehung voller Schrecken festgestellt hatte, dass sie schwanger war, war er kurzerhand in den Flieger gestiegen und innerhalb kürzester Zeit bei ihr gewesen. Er hatte ihre Hände in seine genommen und gesagt: »Posey, ich liebe dich. Natürlich war das hier nicht geplant, aber ob es jetzt passiert oder in drei Jahren macht eigentlich auch keinen Unterschied. Ich wusste schon nach ein paar Wochen, bevor mein Urlaub hier vorbei war, dass ich den Rest meines Lebens mit dir verbringen und eine Familie mit dir gründen möchte. Heirate mich, ziehe zu mir nach Irland. Egal, wie schwierig die Umstände erscheinen, das kriegen wir gemeinsam hin.«

Und sie hatten es hingekriegt. Er hatte die Dinge in die Hand genommen und formell bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten – obwohl der nicht so besonders erfreut darüber gewesen war, dass seine zwanzigjährige Tochter das College abbrechen würde. Ian hatte sich um einen neuen Job auf dem Land bemüht, wo er es sich leisten konnte, für seine Familie ein ganzes Cottage zu mieten anstatt einer winzigen Stadtwohnung. Ja, dafür hatten sie in diese wirklich abgelegene Gegend ziehen müssen, aber es war ihnen bislang alles eher wie ein Abenteuer erschienen. Alle möglichen Schwierigkeiten hatten sie optimistisch abgetan.

»Ian?«, fragte Posey jetzt ängstlich, als er immer noch nicht geantwortet hatte.

»Okay«, antwortete er energisch. »Keine Panik. Hast du die Hebamme schon angerufen?« Endlich war er wieder der pragmatische Ian, den sie kannte. Posey atmete erleichtert aus. »Nein. Ich weiß gar nicht die Nummer, hast du die? Wir wollten sie doch am Montag besuchen, zum Kennenlernen ...«

»Ich hab die Nummer in meinem Handy eingespeichert, ich ruf sie gleich an. Versuch dich einfach an das zu erinnern, was du daheim im Geburtsvorbereitungskurs gelernt hast. Und bevor du dich versiehst, wird die Hebamme da sein, keine Sorge.«

Posey wischte sich eine Träne weg, die ihr über die Wange lief. »Fährst du sofort los?« Ihre Stimme zitterte. »Vielleicht schaffst du es sogar ...«

»Liebling«, unterbrach Ian sie. »Ich habe zwar das Gefühl, dass mich die Nachricht schlagartig nüchtern gemacht hat, aber ich habe viel zu viel getrunken, um gleich losfahren zu können. Ich

trinke jetzt ein paar Tassen Kaffee und komm zu dir, sobald ich mich dazu imstande fühle, okay?»

Jetzt konnte sie die Tränen nicht mehr aufhalten. »Okay.«

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch.«

Ian versicherte ihr noch einmal, dass die Hebamme bestimmt schnell da sein würde. Gerade als Ian aufgelegt hatte, wurde sie von einer schmerzhaften Wehe heimgesucht und sie ließ das Telefon auf den gekachelten Fußboden fallen. Es brach auseinander, aber in dem Augenblick konnte sie sich nicht darum kümmern.

Als sie schließlich wieder in der Lage war, sich zu bücken und es aufzuheben, ging es nicht wieder an. Sie ärgerte sich über ihre eigene Ungeschicktheit und ging ins Schlafzimmer, wo ihr Handy lag. Da sie hier in Ballyconneely bislang nur oberflächliche Bekanntschaften geschlossen hatte und mit Ian und ihrer Familie und Freunden in den USA über das Festnetz telefonierte, benutzte sie es kaum und vergaß oft, es aufzuladen. Auch jetzt war der Akku leer. Posey steckte das Ladekabel ein. Es dauerte ja nicht lange, bis sie es wieder einschalten konnte, und Ian würde sicher auf die Idee kommen, sie auf dem Handy anzurufen, wenn er sie über die Festnetznummer nicht erreichen konnte, beruhigte sie sich.

Wo sie schon einmal in dem kleinen Schlafzimmer mit den weißgetünchten Wänden stand, konnte sie auch gerade das schöne Himmelbett für die Geburt herrichten, so wie sie es im Kurs gelernt hatte. Danach ging sie in die Küche, um heißes Wasser aufzusetzen.

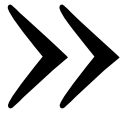
Während sie wartete, ging ihr Blick wieder aus dem Fenster auf den Feenhügel. Posey wäre wohl vor Schreck zusammgezuckt, wenn sie nicht genau in dem Moment eine Schmerzwellen überrollt hätte. Sie stieß einen spitzen Schrei aus und krallte sich am Fensterbrett fest.

Auf dem Hügel stand eine Frau. Posey hätte schwören können, dass sie aus dem Nichts erschienen war. Ihre langen roten Haare wehten im Wind und sie starrte zum Cottage rüber. Sie war wunderschön und recht jung. Posey kniff die Augen zusammen und versuchte, sich darauf zu konzentrieren, ihre Wehe zu veratmen.

Als sie die Augen wieder aufmachte, war die Frau verschwunden. Posey blinzelte, kam aber gar nicht dazu, sich zu fragen, ob sie sich das alles nur eingebildet hatte, weil es laut an der Tür klopfte.

Sie wirbelte erschrocken herum. Der Kessel auf dem Herd gab einen schrillen Pfeifton von sich, der ihr ängstliches »Wer ist da?« übertönte.

Bevor Posey sich nochmals erkundigen konnte, wer klopfte, schwang die Tür auf. Ein heftiger Windstoß gelangte ins Cottage und blies die Kerzen aus, die sie in ausgehöhlte Kürbisse gestellt hatte. Dennoch war die gedimmte Beleuchtung im Cottage noch hell genug, sodass sie die Umrisse der Figur sehen konnte, die draußen im Dunkeln vor der Tür stand. Es waren die Umrisse einer schlanken Frau mit langen Haaren.



Sie müssen Posey sein.«

Als die Frau durch die Tür kam, schien sie auf einmal nicht mehr groß und schlank, sondern eher kräftig und untersetzt. Ihr Haar war lang, aber lockig und silbrig-grau. Die Frau lächelte sie an und feine Fältchen bildeten sich um ihre Augen. Sie war mindestens fünfzig und hatte keine Ähnlichkeit mit der rothaarigen Schönheit, die gerade draußen auf dem Hügel gestanden hatte.

Posey schüttelte benommen den Kopf.

»Nein?« Die Frau zog verwirrt die Brauen zusammen und fuhr in breitem irischem Westküstendialekt fort: »Man sagte mir, ich soll ins Cois Cnoic Cottage kommen. Sie sind nicht Ian Simmonds Frau?«

»Doch«, antwortete Posey schnell. »Bitte entschuldigen Sie, ich bin Amerikanerin und ich ...«

»Sie haben sich noch nicht an den Dialekt hier gewöhnt«, fiel ihr die Frau unbekümmert ins Wort. »Ich werde mir Mühe geben, dass Sie mich besser verstehen.«

»Ja, äh«, stotterte Posey, »und ich habe draußen gerade eine junge Frau gesehen, und da dachte ich, Sie wären ...«

»Da draußen ist doch niemand, im Dunkeln, bei dem Wetter. Brr.« Die Frau schüttelte sich. »Da ist ein mächtiger Sturm im Anmarsch, das spür ich in den Knochen. Schön warm haben Sie es hier.« Die Frau stellte ihre Tasche ab und zog den Mantel aus. »Ich bin Mrs O'Reilly, Ihre Hebamme. Na, da hat sich das Kleine aber eine Nacht ausgesucht, um auf die Welt zu kommen, was?«

Posey nahm die ausgestreckte Hand und schüttelte sie. »Ja, etwas zu früh. Mein Mann ist noch in Dublin und er sollte doch hier sein.«

Wie die anderen Male traf sie der Schmerz unvorbereitet. Sie widerstand dem Impuls, sich zu krümmen und die Luft anzuhalten. Die Hebamme war sofort an ihrer Seite. »Hier, stützen Sie sich am Balken ab. Und immer schön atmen, Kind. Keine Angst, Ihr Mann kommt schon noch früh genug. Männer kann man beim Kinderkriegen sowieso nicht gebrauchen. Die stehen nur im Weg. Das machen wir Frauen lieber unter uns aus.« Sie zwinkert Posey fröhlich zu, die sich erschöpft aufrichtete, als die Wehe vorbei war.

Mrs O'Reilly stellte eine Eieruhr ein. »So, jetzt wollen wir mal sehen, wie lang Ihre Wehen auseinanderliegen.« Geschäftig machte sie sich in der Küche zu schaffen. »Wie ich sehe, haben Sie schon Wasser aufgesetzt. Wunderbar. Jetzt mache ich Ihnen erst einmal eine Tasse Tee.«

»Himbeerblätterttee?«, fragte Posey. »Ich habe da eine Dose ...«

»Nein, ich habe selber welchen mitgebracht. Der ist zum Entspannen. Altes irisches Hebammen-Geheimrezept.« Mrs O'Reilly zog eine kleine Tüte aus ihrer Tasche und füllte den Teepott mit einer großzügigen Portion der Kräutermischung.

»Okay«, sagte Posey. Sie war einfach nur froh, eine kompetente Person im Haus zu haben, die sich um sie kümmerte und wusste, was zu tun war.

Es würde alles gut werden. Auch wenn Ian nicht hier war. Sie musste jetzt stark sein. Sie würde es schaffen.

Dieser Tee schien auf jeden Fall zu wirken, dachte sich Posey, als sie später im Bett lag. Wie viele Stunden mochten vergangen sein? Zwei? Vier? Sie hatte völlig das Zeitgefühl verloren. Der Kräutertee, den ihr Mrs O'Reilly immer wieder einflößte, entspannte sie derart, dass sie Ians Abwesenheit immer wieder vergaß.

Doch jetzt schob sich ein störender Gedanke über ihr inneres Wohlbefinden. Ian. Hätte er nicht längst wieder anrufen sollen, um sich nach ihr zu erkundigen? Ach ja, fiel ihr ein. Das Telefon war kaputt. Aber ihr Handy ... Sie hatte es doch hier im Zimmer eingesteckt, um es aufzuladen. Bevor sie sich danach umsehen konnte, kam schon die nächste Schmerzwelle und sie gehorchte willig Mrs O'Reillys hypnotischer Stimme, die ihr sagte, wie sie zu atmen hatte.

Draußen tobte mittlerweile tatsächlich ein Sturm. Der Regen peitschte gegen das Fenster. Aber es machte Posey nichts aus. Das rhythmische Geräusch wirkte beruhigend und das Unwetter draußen unterstrich nur, wie gemütlich es drinnen im Cottage war. Eine warme Höhle, ging es Posey durch den Kopf, und sie genoss das Glücksgefühl, das durch ihren Körper schoss, nachdem die Wehe veratmet war. Das Auf und Ab der Wehen war wie ein Ritt über hohe Wellen. Auch wenn es schwierig war, fühlte sie Euphorie, dass sie alles so gut meisterte. Ja, sie genoss die Geburt sogar auf eine Weise. Jetzt, in diesem Moment, konnte sie nicht nachvollziehen, wieso andere erzählten, dass Kinderkriegen die Hölle war. Sie fand, es war ein schönes, perfektes Erlebnis.

Fast perfekt. Ian. Was war noch mal mit Ian? Er hätte hier sein sollen.

»So, Sie machen das ganz fantastisch, Posey. Und jetzt müssen Sie gleich pressen. Sind Sie bereit dafür?«

Posey nickte. Sie wischte sich die blonden Haare aus dem verschwitzten Gesicht und holte noch einmal tief Luft. Da war der Schmerz schon wieder. Und sie spürte einen unwiderstehlichen Drang zu pressen. Lag das an Mrs O'Reillys Worten? Oder wusste sie einfach instinktiv, was zu tun war? Was auch immer die Ursache war, Posey gab dem Drang nach.

»Schön, ich sehe schon das Köpfchen. Beim nächsten Mal richtig anstrengen, richtig pressen, und dann haben wir das Schlimmste hinter uns. Dann können Sie Ihr kleines Mädchen bald in den Armen halten.«

Ein Mädchen? Woher wollte die Hebamme das wissen? Sie hatten sich das Geschlecht des Kindes nicht sagen lassen, wollten, dass es eine Überraschung wird.

Ein Blitz erhellte das Zimmer, das zusätzlich zu der Lampe am Ende des Bettes, wo sich Mrs O'Reilly befand, auch noch heimelig mit Kerzen beleuchtet war. Im gleißenden Lichtschein des Blitzes war Mrs O'Reilly für eine Sekunde lang keine ältere Frau, sondern eine junge, mit roten Haaren und eisblauen Augen.

Posey zuckte zusammen. Sie wäre am liebsten von der unheimlichen Frau weggerutscht, wenn sie die Kraft gehabt hätte. Es krachte und auf einmal war es viel dunkler im Zimmer. Nur die Kerzen auf der Anrichte spendeten noch Licht.

»Oh, die Elektrizität ist weg«, sagte die Hebamme. Die Stimme war unbestreitbar Mrs O'Reillys. »Aber das schaffen wir auch so.«

Bevor Posey reagieren konnte, kam schon die nächste, entscheidende Wehe, und sie wusste, dass sie keine Zeit und Energie darauf verschwenden durfte, sich um das zu sorgen, was sie gerade gesehen hatte. Sie musste pressen. Posey nahm all ihre Kraft zusammen.

»Richtig, Mädchen. Toll machen Sie das«, feuerte Mrs O'Reilly sie an.

Einen Moment später sank Posey erschöpft in die Kissen und schloss die Augen. Ein zufriedenes Lächeln breitete sich auf ihrem Gesicht aus, als sie das Baby schreien hörte. Sie hatte es tatsächlich geschafft.

»Ein kerngesundes Mädchen. Schauen Sie, alles ist dran«, sagte die Hebamme.

Posey machte die Augen auf, als Mrs O'Reilly ihr das kleine Bündel in den Arm legte. Sofort hörte das Baby auf zu schreien. Glücklich schaute Posey zu Mrs O'Reilly auf. Und es war Mrs O'Reilly. Im flackernden Schein der Kerzen konnte sie eindeutig die kleinen Fältchen im Gesicht der Frau erkennen. Die Haare waren grau, nicht rot, und die Augen zwar blau, aber nicht dieses leuchtende Eisblau, das sie im Blitzlicht zu sehen geglaubt hatte. Sie musste sich das wohl eingebildet haben. Kein Wunder; sie war müde und erschöpft.

»Dieser Hautkontakt zwischen Mutter und Kind, direkt nach der Geburt, ist wichtig. Heutzutage nennt man das Bonding. Aber schon meine Urgroßmutter, die auch Hebamme war, hat gewusst, dass ein Neugeborenes das braucht«, erklärte Mrs O'Reilly. »Ich lasse Sie jetzt einen Moment lang mit der Kleinen allein. Wo ist denn der Sicherungskasten?«

»Neben der Haustür«, flüsterte Posey abwesend. Sie konnte ihre Augen kaum von dem kleinen Engel an ihrer Brust abwenden. Das Köpfchen war mit einem schwarzen Flaum bedeckt – dunkle Haare, das musste von Ians Seite kommen.

»Ich habe hier noch etwas für Sie, machen Sie mal den Mund auf.« Mrs O'Reilly hatte eine Blisterpackung in der Hand, als Posey widerwillig aufsaß.

»Medikamente?«, fragte sie verwirrt. »Aber ich dachte, das wäre nicht ...«

»Kräuter bewirken Wunder, aber die moderne Medizin hat auch ihren Nutzen«, sagte Mrs O'Reilly resolut. »Sie wollen doch noch ein bisschen durchhalten für die Kleine, oder?« Bevor Posey sich versah, hatte ihr Mrs O'Reilly eine Tablette zwischen die Lippen geschoben und ihr die Tasse Tee an den Mund geführt.

»Braves Mädchen«, lobte Mrs O'Reilly, als Posey artig schluckte. »Dann werde ich mich jetzt mal um die Elektrizität kümmern.«

Posey hörte schon gar nicht mehr richtig zu, sondern konzentrierte sich ganz auf ihr Baby. Sie konnte sich gar nicht sattsehen an dem kleinen Näschen, den dunklen, dichten Wimpern, der winzigen plumpen Unterlippe – einer Mini-Version ihrer eigenen. Schließlich ging das Licht wieder an und sie konnte alle Einzelheiten im Gesicht ihrer kleinen Tochter studieren.

Doch ihre Lider wurden immer schwerer. Sie schaffte es nicht, sie offen zu halten, und bevor sie sich darüber wundern konnte, war sie auch schon in einen traumlosen Schlaf gesunken.



Posey – oh mein Gott, Posey!«

Ians Stimme klang so panisch wie noch nie. Poseys Lider flatterten auf. Einen Moment lang war sie derart desorientiert, dass sie nicht wusste, wo sie war. Ian war neben ihr. In seinen Augen sah sie die pure Angst. Benommen schaute sie sich um. Sie war im Schlafzimmer in ihrem Cottage. Ihrem neuen Zuhause. Gerade hatte sie das perfektste kleine Mädchen, das es gab, zur Welt gebracht. Sie schaute an sich herunter. Das Kind lag nicht mehr

auf ihrer Brust. Erst jetzt bemerkte sie den Mann, der am FuÙe des Bettes stand und das Bündel im Arm hatte.

Posey streckte die Arme aus. »Geben Sie sie mir«, forderte sie. »O Ian, sie ist so wunderschön und winzig. Alles lief richtig gut. Mrs O'Reilly hat ihre Aufgabe wunderbar gemacht und es war alles wie ein Traum.« Posey schaute sich um. »Wo ist Mrs O'Reilly?«

Der Mann machte keine Anstalten, ihr das Kind zu geben, sondern tauschte nur besorgte Blicke mit Ian aus. »Geben Sie sie mir«, wiederholte Posey.

»Liebling«, sagte Ian mit sanfter Stimme und legte seine Hand an ihre Wange. »Mrs O'Reilly ist ...« Er brach ab, seufzte und fing noch mal von vorn an. »Das hier ist Dr. Flaherty. Ich habe ihn aus Ballyconneely mitgebracht, als ich erfahren habe ...« Wieder brach er ab und rieb sich ratlos das Kinn.

Posey schaute von Ian zu dem Doktor und dann wieder zu ihrem Mann. Er hatte dunkle Ringe unter den Augen und sah sie traurig an.

»Mrs O'Reilly ist gestern etwas zugestoßen, Posey. Auf dem Weg hierher. Der Sturm hat einen Baum umgerissen, der auf ihr Auto gekracht ist. Sie ist ... sie hat es nicht geschafft.«

Verwirrt schüttelte Posey den Kopf. »Wie, auf dem Weg hierher? Ist sie noch mal weggefahren?«

Ian legte die Stirn in Falten und sah hilflos zu Dr. Flaherty rüber. »Sie war doch nie hier, Posey.« Er klang verzweifelt.

»Ian, sie war hier! Sie hat mir geholfen, unser Kind auf die Welt zu bringen. Was redest du?«

Der Doktor räusperte sich. »Ein schlimmes Trauma, Mr Simmonds. Da ist es nicht ungewöhnlich, dass ein Szenario zusammenfantasiert wird, in dem das traumatische Erlebnis nicht passiert ist.«

Posey versuchte sich aufzurichten und näher an ihre Tochter heranzurutschen. Sie verstand einfach nicht, warum sich Ian so sonderbar verhielt und worüber der Doktor redete. Sie wollte nur ihr Kind und versuchte die Panik, die in ihrem Magen wie ein Geschwür langsam heranwucherte, zu verdrängen. Ian hielt sie am Arm fest, um sie aufzuhalten.

»Liebling, es muss so furchtbar für dich gewesen sein, ich weiß, und ich mache mir solche Vorwürfe, dass ich nicht hier war und du das alles alleine durchmachen musstest ...«

»Geben Sie mir mein Kind«, herrschte Posey den Doktor an, ohne Ian Beachtung zu schenken.

»Tu dir das nicht an, Posey.« Ian konnte den verzweifelten Schluchzer in seiner Stimme nicht unterdrücken.

Der Arzt tat einen Schritt zurück, als Posey, die jetzt am FuÙe des Bettes war, nach dem Bündel greifen wollte.

»Mrs Simmonds. Bitte beruhigen Sie sich. Ich verstehe, wie sehr Sie gelitten haben müssen, hier alleine, ohne Hilfe eine Totgeburt durchmachen zu müssen, aber Sie müssen jetzt ...«

Posey erstarrte, die Arme immer noch nach ihrer Tochter ausgestreckt.

»... stark sein. Wir werden Sie ins Krankenhaus bringen, um sicherzugehen, dass es Ihnen körperlich gut geht. Die seelische Heilung wird sicherlich noch einige Zeit in Anspruch nehmen, aber wir finden bestimmt den richtigen Therapeuten für Sie, der Ihnen bei der Trauerarbeit hilft.

Und es gibt keinen Grund, anzunehmen, dass Sie nicht wieder Mutter werden und ein gesundes Kind zur Welt bringen können.«

»Nein, nein, nein.« Posey schüttelte hektisch den Kopf. »Sie irren sich. Mein Kind ist gesund. Ich habe es doch gesehen.«

Sie versuchte aus dem Bett aufzustehen, aber Ian hielt sie zurück. »Posey, bitte ...«

»Ihre Frau ist anscheinend im Zustand der völligen Verdrängung«, wandte sich der Doktor an Ian. »Sie will nicht wahrhaben, was passiert ist. Vielleicht würde es ihr helfen, mit der Situation besser klarzukommen, wenn sie das Kind sieht.«

Ian nickte langsam und er ließ seine Frau los. Vorsichtig legte der Doktor das Bündel in Poseys Arme. Voller Erleichterung nahm sie es entgegen. Sie wusste nicht, was hier vor sich ging, warum Ian und der Doktor solche Sachen sagten, aber wenn sie nur ihr Kind wiederhatte, würde bestimmt alles gut werden.

Doch das Lächeln gefror ihr auf den Lippen, als sie auf das Baby hinunterblickte. Sie war nicht verrückt oder wahnhaft – sie konnte den Tatsachen ins Auge sehen.

Das Neugeborene in ihren Armen war tot. Es atmete nicht. Sein Gesichtchen war blau angelaufen.

Aber das war es nicht, was Posey so sehr schockte. Das Baby in ihren Armen hatte keine Haare, eine eher breite Nase und schmale Lippen.

Das hier war nicht ihr Kind.

Schweigend spazierten Posey und Ian Hand in Hand über das Klinikgelände.

»Also ...« Ian räusperte sich. »Die Ärzte sagen, du machst gute Fortschritte. Vielleicht kannst du bald schon wieder nach Hause.«

Posey biss sich auf die Lippen. Sie hatte nach mehreren Wochen in der psychiatrischen Klinik gelernt, dass sie sich keinen Gefallen damit tat, darauf zu beharren, dass ihr Kind am Leben war. Keiner glaubte ihr. Man gab ihr einfach immer noch mehr Medikamente.

Aber Ian war ihr Mann. Sie wollte ihn nicht anlügen und so tun, als glaubte sie tatsächlich, dass die ganze Geburt mit Mrs O'Reilly und dem gesunden kleinen Mädchen mit den schwarzen Haaren nur ihrer Fantasie entsprungen war.

»Sie sagen, du weißt, dass das Baby gestorben ist ...«, fuhr Ian vorsichtig fort.

»Als du und Dr. Flaherty im Cottage ankamen, war das Kind gestorben.« Posey wählte ihre Worte mit Bedacht. Sie wollte schreien: Aber das Kind war nicht meins. Mein Kind sah anders aus und es war gesund! Doch sie unterdrückte den Impuls. Sie hatte diese Worte in den vergangenen Wochen oft genug geschrien und sie wusste, was passieren würde. Ian würde sie mitleidig ansehen. Sein Unglaube würde sie tatsächlich wahnsinnig machen und sie würde insistieren, bis sie an dem hysterischen Punkt angelangt war, der meistens dazu führte, dass sie im Isolierzimmer landete.

Ian schien erleichtert, dass sie diese Tatsache zugeben und so ruhig bleiben konnte. »Genau. Es kann sein, dass es gelebt hat, und du deshalb geglaubt hast, es sei gesund. Dass es erst den Atemstillstand hatte, als du eingeschlafen bist. Aber du darfst dir keine Vorwürfe machen, wenn

das so war. Und die Ärzte sind sowieso eher der Annahme, dass es eine Totgeburt war. Du warst völlig erschöpft, allein und verängstigt. In dem Zustand ist es verständlich, dass du glauben wolltest, es sei am Leben und auch in diesem Glauben eingeschlafen bist.«

Posey schwieg. Der Verlust ihrer Tochter war für sie so schmerzhaft, als sei sie tatsächlich gestorben. Sie konnte allen anderen gegenüber genauso gut so tun, als entspräche das der Wahrheit. In den ersten, dunklen, dunklen Tagen, als sie entweder nur im Zustand der Panik und Hysterie war oder vollgepumpt mit Beruhigungsmitteln keinen klaren Gedanken fassen konnte, war ihr nicht eingefallen, einen Blut-Test zu verlangen. Mittlerweile war die Leiche des kleinen Babys eingäschert worden und sie konnte nicht beweisen, dass das tote Kind nicht ihres und Ians war.

Doch sie selber wusste es schließlich. Und sie wusste auch, dass man ihr Kind genommen hatte. Entführt, gegen ein anderes, totes Baby ausgetauscht, wie auch immer man es nennen sollte. Posey mochte zwar aufgegeben haben, andere – selbst ihren eigenen Mann – davon überzeugen zu wollen, dass dem so war. Aber sie würde niemals aufgeben, ihr Kind zu finden, das irgendwo dort draußen noch am Leben war.

Posey hoffte immer noch, dass man ihr bezüglich Mrs O'Reilly Glauben schenken würde, denn das war ihre einzige Spur. Logik, Beweise – irgendwie musste sie andere davon überzeugen, dass die Hebamme tatsächlich im Cottage gewesen war.

»Aber die Sache mit Mrs O'Reilly verstehe ich immer noch nicht«, fing Posey jetzt an. »Ich war mir so sicher, dass sie da war.«

Sie schielte zu Ian rüber, um zu testen, wie er darauf reagierte. Dass sie immer noch auf dieser Sache beharrte, schien ihm Unbehagen zu bereiten. Er schaute weg und runzelte die Stirn. Trotzdem fuhr sie fort: »Ich meine, ich hatte sie noch nie vorher getroffen. Dennoch wusste ich ganz genau, wie sie aussah. Nicht wahr?«

Sie hatte darauf bestanden, Mrs O'Reilly bis in alle Einzelheiten zu beschreiben. Man musste zugeben, dass ihre Schilderung genau auf das Aussehen der Hebamme zutraf.

»Na ja«, Ian ließ ihre Hand los und fuhr sich durch das dichte, dunkle Haar, »wie ich schon gesagt habe, vielleicht hast du sie schon einmal in Ballyconneely gesehen. Kannst dich nicht mehr daran erinnern, hast ihr Aussehen aber unbewusst abgespeichert ...« Er brach ab.

Posey wusste nicht, wie weit sie gehen konnte. Es tat ihr in der Seele weh, dass ihr Mann sie für verrückt hielt. Und vor allem wollte sie gerne aus dieser Klinik heraus. Hier konnte sie nichts ausrichten. Deshalb beschloss sie, nicht weiter mit all den Sachen zu drängen, die sie schon angebracht hatte. Hatte man Tee gefunden, der ihr nicht gehörte und der fragwürdige, vielleicht sogar bewusstseinsverändernde Kräuter enthielt? Man hatte ihr doch im Krankenhaus Blut abgenommen. Konnte man das nicht auf Betäubungsmittel oder andere Substanzen untersuchen, zu denen sie gar keinen Zugang gehabt hatte? Gab es sonst keine Anzeichen dafür, dass eine andere Person außer ihr im Haus gewesen war und ihr bei der Geburt geholfen hatte? Konnte die Polizei nicht kommen und Fingerabdrücke am Sicherungskasten nehmen?

Doch man hatte ihre Vorschläge und Einwände schon hundertmal abgetan. Ja, dass man nicht noch darüber gelacht hat, ärgerte sie sich jetzt im Nachhinein. Ian natürlich nicht. Dem wäre es niemals eingefallen, über sie zu lachen. Er war einfach nur traurig und ... verstört. Nicht nur, weil er selber mit dem Verlust seines Kindes klarkommen musste, sondern auch, weil er mit der

Reaktion seiner Frau nicht zurechtkam. Er, der immer genau wusste, was zu tun war, ihr tatkräftiger, pragmatischer Ian, schien völlig hilflos. Er musste sich an Tatsachen, an logischen Erklärungen festhalten. Und so hatte er immer nur eine Antwort auf all die Fragen, die sie hinsichtlich Mrs O'Reillys Anwesenheit in ihrem Cottage anbrachte:

Es war schlichtweg unmöglich, dass die Hebamme zu dem fraglichen Zeitpunkt bei der Geburt geholfen hatte, wie Posey behauptete. Denn sie war auf dem Weg zum Cottage tödlich verunglückt. Der Todeszeitpunkt war zwischen 18 und 20 Uhr gewesen, so hatte es der Gerichtsmediziner festgestellt.

Zum Zeitpunkt der Geburt war Mrs O'Reilly längst tot gewesen.

Posey wusste, dass das nicht sein konnte, verzichtete diesmal aber auf den Streit, der unweigerlich wieder bei diesem Argument enden würde.

»Hmm. Wahrscheinlich hast du recht, Schatz«, sagte sie und nahm wieder Ians Hand.

Seine Gesichtszüge entspannten sich etwas.

Als sie ihren Spaziergang fortführten, wurde sich Posey schmerzhaft bewusst, dass sie nicht nur ihr Kind verloren hatte. Ian war immer noch an ihrer Seite, er würde sie nicht verlassen, aber der Mann, zu dem sie aufgesehen hatte, der Seelenverwandte, der ihr ihr ganzes Glück bringen würde, der war er nicht mehr. Sie hatte niemals erwartet, dass er in irgendeinem Aspekt der Schwächere in ihrer Beziehung sein könnte. Jetzt musste sie die Starke sein, an die er sich anlehnen konnte – obwohl er niemals wissen würde, dass er das tat.

6 Jahre später

»Alannah hat gesagt, sie bekommt ganz viele Geschenke und es gibt eine Party«, plapperte die kleine Mira. »Darf ich auch zu der Party, Mami?«

Posey tat ihrer Tochter Kartoffelbrei auf. »Vielleicht – warten wir mal ab, ob eine Einladung kommt.«

»Wer ist denn diese Alannah – eine neue Freundin aus der Vorschule?«, erkundigte sich Ian.

»Nein, Papa. Alannah ist nicht von hier«, meinte Mira unbekümmert, während sie hoch konzentriert damit beschäftigt war, das Würstchen auf ihrem Teller zu schneiden.

»Alannah ist ihre imaginäre Freundin«, raunte Posey ihrem Mann zu. Der runzelte die Stirn. »Wie bitte?«

»Was heißt das, im aggi ... nār ?«, wollte Mira wissen, die ihre Mutter sehr wohl gehört hatte.

»Das heißt, dass wir sie nicht sehen können.«

»Genau.« Mira schwenkte fröhlich die Gabel mit dem Stück Würstchen durch die Luft. »Alannah ist meine besondere Freundin. Nur ich kann sie sehen.«

Ian legte sein Besteck ab und sah Posey alarmiert an.

»Das ist ganz normal für Kinder in ihrem Alter«, beschwichtigte sie ihn.

»Bist du sicher? Mit deiner Vergangenheit? Man hört ja, dass das erblich sein soll. Vielleicht fragst du mal Dr. Thompson, ob er einen Kinderpsychiater empfehlen kann oder ...«

»Ian.« Posey war mittlerweile geübt darin, sich ihre Enttäuschung und ihren Schmerz nicht anmerken zu lassen, wenn ihr Mann so reagierte, aber es kostete sie immer wieder Mühe. »Dafür gibt es keinen Grund. Ich hatte damals eine Episode. In der Paartherapie hat man uns doch erklärt, dass man erst von einer Krankheit spricht, wenn so etwas häufiger vorkommt. Bei mir wurde die Episode durch äußere Umstände verursacht – es ist wohl übertrieben, von einer genetischen Veranlagung zu sprechen. Wir haben beide daran gearbeitet, das Trauma zu überwinden. Gott sei Dank wurde ich wieder schwanger und unser kleiner Sonnenschein kam auf die Welt ...«

»Bin ich der Sonnenschein?«, plapperte Mira dazwischen.

»Ja, das bist du, mein Schatz.« Posey lächelte ihre Tochter an.

»Aber ich finde es trotzdem besorgniserregend, wenn Mira von einer Freundin redet, die gar nicht existiert ...«

»Alannah gibt es aber!«, entrüstete sich Mira. »Ihr könnt sie nur nicht sehen.«

»Kinder haben einfach viel Fantasie«, wandte sich Posey ihrem Mann zu. »Glaub mir, das ist wirklich normal und es wird sich wieder legen.« Als er immer noch schwieg, fuhr sie leise fort: »Wir haben damals eine zweite Chance bekommen. Und wir sind doch glücklich, oder? Wieso die alten Wunden wieder aufreißen? Lassen wir die Vergangenheit ruhen. Das hat hiermit nichts zu tun, glaub mir.«

Ian Gesichtszüge wurden weicher und er nahm Poseys Hand in seine. »Du hast recht, Liebling. Wir haben es geschafft, das hinter uns zu lassen. Reden wir nicht mehr darüber.«

Posey gelang es, während des Mittagessens die Fassade aufrechtzuerhalten. Erst als Ian mit Mira zum Spielplatz im Dorf fuhr – ein Vater-Tochter-Ritual, das sie jeden Sonntag pflegten – erlaubte sich Posey, ihren Gefühlen freien Lauf zu lassen. Sie ging ins Schlafzimmer, legte sich aufs Bett und schluchzte in ihr Kissen, bis sie sich ausgeweint hatte. Dann wusch sie sich ihr Gesicht, trug das Make-up neu auf und ging in die Küche, um den Abwasch zu machen.

Posey hatte mit der Vergangenheit nicht abgeschlossen, wie sie ihren Mann glauben ließ. Aber Ian würde das nicht verstehen und für ihre Familie musste sie so tun, als ob. Es war, als gäbe es zwei Poseys. Eine, die tatsächlich glücklich war. Als etwas mehr als ein Jahr nach dem schrecklichen Verlust die kleine Mira geboren wurde, war es Ian und Posey wie ein Geschenk des Himmels vorgekommen. Sie waren die kleine Familie, führten das idyllische Leben, von dem die naive Posey geträumt hatte, als sie nach dem anfänglichen Schreck über die ungeplante Schwangerschaft mit dem ersten Kind damals nach Irland gezogen war. Erst war sie völlig in ihrem Mutterdasein aufgegangen, jetzt holte sie ihren Collegeabschluss per Fernstudium nach. Es ging ihr und ihrer Familie gut und sie hatte wirklich das Gefühl, dass sie ein gesegnetes Leben führten.

Dann gab es die Posey, die wusste, dass sie keine »Episode« gehabt hatte und dass ihr erstes Kind noch am Leben war. Sie spürte es in ihrem Herzen, in jeder Faser ihres Körpers. Irgendwo da draußen gab es ein schwarzhaariges kleines Mädchen, das ihre Tochter war. Sie hatte jahrelang versucht, sich einen Reim darauf zu machen, was es genau mit Mrs O'Reilly auf sich gehabt hatte. Nachdem sie sich davon überzeugt hatte, dass die Hebamme tatsächlich auf ihrem Weg zum Cottage ums Leben gekommen war, hatte sie lange geglaubt, eine andere Frau hätte sich für Mrs O'Reilly ausgegeben und ihr Kind entführt. Aber irgendwann hatte sie Fotos von der

verstorbenen Hebamme gesehen, die keinen Zweifel daran ließen, dass die Frau, die ihr geholfen hatte, das Kind auf die Welt zu bringen, ebendiese Mrs O'Reilly gewesen war.

Dann war da noch die unerklärliche Tatsache, dass diese Frau ein kürzlich verstorbenes Neugeborenes dabeigehabt haben musste, das sie gegen ihre Tochter austauschte. So sehr Posey sich bemühte, herauszufinden, was damals wirklich passiert war, irgendwann musste sie aufgeben. Es schien keine logische Erklärung zu geben.

Nichtsdestotrotz – sie wusste, was sie wusste. Seitdem trug Posey in ihrem Herzen dieses Wissen mit sich herum. Es gelang ihr gut, ihr Herz zu verschließen und damit zu leben. Die meiste Zeit war sie die glückliche Posey.

Aber ab und zu – in Momenten wie diesen – kam die andere Posey zum Vorschein, die einfach nur ihr Kind wiederhaben wollte.



Halt still!»

Posey versuchte, die rote Schleife an Miras Kopf zu befestigen. Doch ihre Tochter zappelte aufgeregt herum und immer wieder rutschte das rote Seidenband aus den glatten hellbraunen Haaren.

»Lass mich sehen, lass mich sehen!« Mira drängte in Richtung Spiegel.

»Warte, erst mal muss ich sie fest ... so, fertig!«

Schon stand Mira vor dem langen Spiegel im Flur und drehte sich. Posey schmunzelte. Letztes Jahr hatten sie an Halloween ihre Schwester in Connecticut besucht und Mira war mit ihren Kusinen Süßigkeiten sammeln gewesen. Das Schneewittchenkostüm ihrer älteren Kusine Nancy hatte es ihr besonders angetan und Mira war außer sich vor Freude gewesen, als letzte Woche das Paket aus den USA mit diesem Kostüm eintraf.

»Guck mal, Mami!«

»Toll siehst du aus!«

»Können wir nicht doch ins Dorf gehen und an die Türen klingeln und Süßes oder Saures rufen?«

»Ach, Schatz, da wären wir die Einzigen. Das macht man hier nicht. Nächstes Jahr fahren wir wieder Nancy besuchen – da kannst du das Kostüm dann mitnehmen.«

Eigentlich hätte sie dieses Jahr auch fahren sollen, dachte sich Posey im Stillen. Natürlich schmerzte es, diesen Tag durchleben zu müssen, aber weit weg bei ihrer Familie zu sein, machte es erträglicher. Hier musste sie dauernd gegen die Flut der Erinnerungen ankämpfen – trotz Mira. Und ausgerechnet heute Abend hatte Ian ein Geschäftsessen, aus dem er sich nicht hatte herauswinden können. Sicherlich hätte er es abgesagt, wenn sie darauf bestanden hätte, aber sie wollte kein großes Aufheben machen. Nicht, dass er sich wieder um ihre psychische Gesundheit sorgte ...

»Stimmt, Mrs Pettidew hat gesagt, dass Halloween nur eine Erfindung ist«, unterbrach Mira ihre Gedanken. »Was?«, fragte Posey zerstreut. »Ja, Erfindung der Amerikaner, hat sie gesagt.« Mira legte die kleine Stirn in Falten, offensichtlich nicht ganz sicher, was die Worte ihrer

Vorschullehrerin zu bedeuten hatten. »In Wirklichkeit ist heute ein irisches Fest, das heißt ... Sa ... Sa-auen.«

»Ach so. Sie meint Samhain. Das stimmt. Darauf beruht Halloween. Früher hieß das hier so.« Posey zögerte. Sie wollte ihre Tochter nicht zu sehr mit Erklärungen zu den heidnischen Bräuchen der alten Kelten verwirren. Natürlich hatte sie, seit sie an der irischen Westküste lebte, wo man irische Traditionen großschrieb, einiges über Samhain gehört. Aber selber dachte sie auch nicht gerne darüber nach, denn dass ausgerechnet in der Nacht, in der die Trennung zwischen den Welten der Lebenden und der Toten aufgehoben war, eine angeblich verstorbene Hebamme in ihrem Cottage gewesen war, bereitete ihr großes Unbehagen. Dazu kamen die Geschichten von Feenhügeln, die zu dieser Zeit für Menschen sozusagen offen waren, und Wechselbälgern, die Feen anstelle eines gesunden Kindes in die Wiege legten ...

Ein kalter Schauer lief Poseys Rücken herunter und sie schüttelte sich. Sie versuchte sich schnell wieder auf Mira zu konzentrieren. »Jetzt nennt man es All Hallows' Eve oder Halloween. Mrs Pettidew hat recht, aber manchmal entwickeln sich Bräuche und Traditionen weiter. Und wir machen uns heute einen gemütlichen Abend mit ganz viel leckerem Essen und Süßigkeiten und der Monster AG«, endete Posey resolut und setzte sich ihren Hexenhut auf. »So, und jetzt sind wir beide verkleidet. Ist doch lustig, auch wenn uns sonst keiner sieht, oder nicht?«

»Ja, aber auf der Party sehen mich noch alle«, meinte Mira und blickte noch einmal stolz in den Spiegel.

»Auf welcher Party?«, rief Posey, während sie das Tablett mit den Muffins aus der Küche holte.

»Na, Alannahs Geburtstagsparty. Die ist doch auch heute und sie hat gesagt, ich darf kommen.«

»Heute ist ihr Geburtstag?« Poseys Hände, die das Tablett hielten, fingen an zu zittern. »Aber Schatz, Kindergeburtstage feiert man am Nachmittag. Jetzt haben wir doch schon Abend.«

Mira schüttelte den Kopf. »Nein, heute Nacht ist die Feier. Und ich darf kommen. Alannah hat mich eingeladen. Du hast gesagt, ich darf, wenn eine Einladung kommt.«

Posey stellte das Tablett behutsam auf dem Couchtisch ab und drehte sich zu ihrer Tochter um, die jetzt mit erwartungsvollem Gesichtsausdruck in der Tür zum Wohnzimmer stand. »Normalerweise machen das die Mamis unter sich aus und Alannahs Mami hat mich gar nicht angerufen. Vielleicht ist die Party gar nicht heute, das wird sich bestimmt noch klären. Aber jetzt mache ich uns erst einmal ein paar Hotdogs zurecht, was meinst du? Du liebst doch Hotdogs, nicht wahr?«

Mira schüttelte energisch den Kopf, sodass die rote Schleife schon wieder rutschte. »Alannah hat aber gar keine Mami. Und die Party ist heute.« Mira stampfte trotzig mit dem Fuß auf.

»Alannah hat keine Mami?«, wiederholte Posey leise. »Wo ... wo wohnt Alannah denn?« Wäre Ian jetzt hier, würde er sie dafür rügen, ihre Tochter und ihre Fantasiegespinste auch noch zu ermutigen, ging ihr durch den Kopf.

»Na, sie wohnt gleich da drüben, Mami.« Mira zeigte aus dem Wohnzimmerfenster auf den Hügel neben dem Haus. Posey spürte, wie ihr das Blut aus dem Gesicht wich. Der Feenhügel.

»Hinter dem Hügel?« Sie versuchte, so unbeschwert wie möglich zu klingen. »Aber da sind nur Wiesen, da wohnt doch keiner ...«

»Nee, in dem Hügel.«

Poseys Kopf schnellte herum. Sie starrte ihre Tochter an. »In dem Hügel wohnt keiner«, sagte sie mit tonloser Stimme.

»Da kommt Alannah aber her«, insistierte Mira. »Und heute darf ich auch mit zu ihr nach Hause. Sie wohnt in einem Schloss, Mami.«

»Mira ...« Posey holte tief Luft. »Du bist doch jetzt schon ein großes Mädchen. Du weißt doch, dass es Alannah nicht wirklich gibt, oder?«

Mira zog verärgert die Brauen zusammen. »Doch, ich kann sie doch sehen.«

»Aber andere können sie nicht sehen, stimmt's?«, versuchte Posey es behutsam mit Logik.

»Weiß ich doch nicht«, antwortete Mira und zog eine Schnute.

Posey fuhr sich unschlüssig durchs Haar und ging dann zu ihrer Tochter, um sie in die Arme zu nehmen. »Ich weiß, es ist manchmal schwierig, dass wir so abgelegen wohnen und keine Nachbarskinder da sind, mit denen du spielen kannst. Aber du hast ja auch einige Freundinnen in der Vorschule. Wir wollen mal zusehen, dass du nachmittags öfter mit denen spielen kannst, okay? Katie magst du doch gerne, stimmt's? Und Marie?«

Posey nahm ihre Tochter hoch. Mira legte die Arme um den Hals ihrer Mutter und schmiegte sich an sie. »Papa sagt auch immer, dass es Alannah nicht gibt. Aber ich dachte, du glaubst mir, Mami.« Der traurige Ton in ihrer Stimme tat Posey weh. Aber sie fand das, was ihre Tochter sagte, so beunruhigend, dass sie die imaginäre Freundin nicht länger als harmlos abtun konnte. Ist es wirklich das, was du beunruhigend findest?, drängte sich ihr der Gedanke auf.

»Komm, ich mach die DVD rein, und dann schauen wir die Monster AG an. Darauf hast du dich doch schon gefreut«, versuchte sie ihre Tochter abzulenken – und wenn sie ehrlich war, auch sich selber.

»Da draußen ist sie«, meinte Mira aufgeregt, die über ihre Schulter aus dem Fenster blickte.

»Was?« Posey drehte sich und ging mit Mira auf dem Arm näher an das Fenster heran.

»Ja, schau.« Posey spähte aus dem Fenster und kniff die Augen etwas zusammen. Draußen war es schon dunkel.

Tatsächlich stand da jemand auf dem Hügel. Posey zuckte zurück. Das Herz schlug ihr auf einmal bis zum Halse.

»Siehst du, du kannst sie auch sehen, nicht wahr, Mami?« Mira winkte aufgeregt aus dem Fenster. Die kleine Person auf dem Hügel hob den Arm und winkte zurück.

Unweigerlich musste Posey an die Frau mit den roten Haaren denken, die vor sechs Jahren dort draußen gestanden hatte. Von der sie sich eingebildet hatte, dass sie dort draußen stand. Aber die Gestalt auf dem Hügel war keine hochgewachsene Frau. Posey ging wieder ans Fenster, um sich zu vergewissern. Es gab keinen Zweifel.

Auf dem Hügel stand ein kleines Mädchen.

Posey zitterte am ganzen Körper. Langsam setzte sie ihre Tochter ab und ging vor ihr in die Hocke. »Mira, ich möchte, dass du jetzt hier im Haus bleibst und dich ganz brav auf die Couch setzt, okay.«

»Aber kann ich nicht zu Alannah, sie ...«

»Ich werde zuerst allein mit Alannah reden.« Posey nötigte sich ein Lächeln ab. »Ich kläre das mal ab, das mit der Party, okay, Schatz? Dann sehen wir weiter.« Sie nahm ihre Tochter an die

Hand, die sich nur widerwillig zur Couch ziehen ließ. »Ich mach dir den Fernseher an. Hier, schau mal, Cartoons. Sei ein braves Mädchen und bleib genau hier, bis ich wiederkomme, okay?«

Unschlüssig schaute Mira zum jetzt flimmernden Fernseher hinüber. »Und dann kann ich nachher vielleicht auf die Geburtstagsparty im Schloss?«

»Ja, vielleicht«, antwortete Posey verzweifelt und zerteilte einen der Muffins, die sie am Nachmittag mit viel Mühe mit weißem Fondant verziert hatte, sodass sie wie eingewickelte Mumien aussahen. »Hier, iss doch schon mal einen Muffin. Die sind bestimmt lecker. Nachher gibt es dann die Hot Dogs.«

»Okay«, meinte Mira.

»Und versprich mir, dass du schön hier bleibst, ich bin gleich zurück.«

Mira steckte sich ein Stück des süßen Gebäcks in den Mund und nickte nur.

Gedankenversunken nahm sich Posey eine alte Strickjacke, die über einer Stuhllehne hing, und zog sie sich über. Ein Blick aus dem Fenster bestätigte ihr, dass das kleine Mädchen immer noch draußen stand. Gänsehaut breitete sich auf ihrem ganzen Körper aus, als sie in der Ferne ein Donnern hören hörte. Ein Gewitter, wie damals.

Posey schaute noch einmal unsicher zu Mira rüber, deren Aufmerksamkeit mittlerweile vom Zeichentrickfilm gefangen war, und eilte dann aus der Tür.

Draußen war es kalt und windig. In der Ferne zuckten schon die ersten Blitze. Sie zog die Strickjacke enger um sich. Ihr Puls dröhnte in ihren Ohren, als sie langsam um das Haus herumging. Als der Hügel in Sicht kam, blieb sie stehen. Das kleine Mädchen wandte sich ihr zu.

Wie magnetisch von ihr angezogen, ging Posey weiter, obwohl sie noch nie so viel Angst gehabt hatte. Ein Blitz erhellte die Nacht und für eine Sekunde konnte Posey das Mädchen genau erkennen. Es hatte lange schwarze Haare, die zu zwei Zöpfen geflochten waren, einen Schmolzmund und sah ungefähr wie sechs oder sieben Jahre alt aus.

Wie von allein bewegten sich Poseys Beine und sie lief auf das Kind zu.

Das kleine Mädchen schaute sie aus großen grauen Augen verwundert an, sodass Posey abrupt vor ihm stehen blieb.

Sie hätte die Kleine am liebsten sofort in die Arme genommen, wollte sie aber nicht verschrecken.

»Hallo«, sagte sie stattdessen mit heiserer Stimme.

»Hallo«, antwortete das Mädchen. »Kommt Mira nicht? Ich soll sie doch zur Party bringen.«

»Bist du ...« Posey schluckte. »Bist du Alannah?«

Das Mädchen nickte nur.

»Mira hat gesagt, du hast heute Geburtstag.« Wieder ein Nicken. »Wie alt wirst du denn?«

»Sechs.«

Ein Schluchzer entwich aus Poseys Kehle. Sie hielt sich schnell die Hand vor den Mund. Ihre Beine gaben nach und sie sank vor dem Mädchen auf die Knie. Sie spürte nicht einmal, wie nass das Gras war.

»Wo warst du denn die ganze Zeit?«, flüsterte sie.

Das Mädchen legte den Kopf schief. »Wo ich war? Zu Hause.«

»Aber hier ist dein Zuhause«, rief Posey verzweifelt. »Weißt du das nicht? Man hat dich mir weggenommen.« Jetzt konnte sie die Schluchzer nicht länger aufhalten. Tränen liefen ihr über das

Gesicht und vermischten sich mit dem Regen. »Wer ... wer hat dich mir weggenommen? Wo hat man dich hingebracht?«

Die Kleine sah sie mit großen Augen an und wich einen Schritt zurück. Posey befahl sich, sich zusammenzureißen. Sie machte dem Mädchen Angst.

»Tut mir leid«, sagte sie und wischte sich hektisch die Tränen vom Gesicht. »Geh nicht weg, bitte.«

Das Mädchen hielt zögerlich inne.

»Mira hat gesagt, du hast keine Mama. Stimmt das? Bei wem lebst du denn?«

»Bei Tante Maggie.«

»Deine Tante?« Posey musste ihre ganze Kraft dafür aufbringen, dem Impuls zu widerstehen, sich das Mädchen einfach zu schnappen und mit ihm wegzulaufen.

»Sie ist nicht richtig meine Tante.« Alannah furchte die Stirn. »Ich bin von hier und sie ist eine von ihnen.«

Posey fing am ganzen Körper an zu zittern. Sie schlang die Arme um sich. »Eine von ihnen«, wiederholte sie mit bebenden Lippen.

Das Mädchen nickte. »Aus der anderen Welt. Aber ich kann zwischen den Welten hin- und hergehen«, sagte sie stolz. »Auch wenn es manchmal in meinen Augen wehtut. Weil ich hier geboren bin.«

»Mein Kind«, hauchte Posey.

»Mami!«

Doch es war nicht Alannah, die zu ihr sprach. Wie in Trance drehte sich Posey um. Mira stand neben dem Cottage. Das Gelb ihres Rockes war auch im Dunkeln gut zu erkennen.

»Mami, was machst du?« Mira hörte sich ängstlich an.

»Ich rede mit Alannah.« Ihre Stimme war so brüchig, dass Mira ihre Mutter unmöglich gehört haben konnte. Posey räusperte sich und versuchte es noch einmal. »Ich unterhalte mich mit Alannah, mein Schatz. Geh bitte wieder rein, ich komme gleich.«

»Aber die böse Frau, Mami ...« Das war Furcht in Miras Stimme, kein Zweifel. Posey kannte ihre Tochter gut genug, um zu wissen, dass ihr die Tränen in den Augen standen.

»Was für eine Frau?« Sie drehte sich um. Plötzlich stand hinter Alannah die Frau mit den roten Haaren. Sie sah genauso aus wie damals.

Die Frau, die ihr Kind genommen hatte.

Ihr langes rotes Haar flatterte im Wind und ihre eisblauen Augen starrten sie ausdruckslos an. Nein, nicht völlig ausdruckslos. Eine Spur Genugtuung erkannte sie darin.

Das Donnerrollen kam immer näher. Der Regen wurde stärker.

»Mira, geht ins Haus«, rief Posey über ihre Schulter.

Wieder zuckte ein Blitz über den Nachthimmel. In dem kurzen Augenblick, in dem er den Hügel taghell erscheinen ließ, sah Posey, dass sich hinter der Frau die Erde geöffnet hatte. Dort, wo vorher Gras gewesen war, erschien jetzt eine flimmernde Oberfläche, durchlässig wie Wasser.

Die Frau legte ihre Hand auf Alannahs Schulter. Ihre Lippen verzogen sich zu einem höhnischen Lächeln. Alannahs Augen funkelten rot auf. Bevor Posey sich aus ihrer entsetzten Starre lösen konnte, hatte die Frau das Mädchen mich sich in das Flimmern gezogen.

»Nein!«, schrie Posey mit schmerzverzerrter Stimme. Sie ging auf das Flimmern zu. Ihre Tochter war darin verschwunden! Ihre Tochter, die sie gerade erst wiedergefunden hatte.

Da vernahm sie Miras Schluchzer, die durch die Geräuschkulisse des Regens und Gewitters dumpf zu ihr durchdrangen.

Posey hielt inne und drehte sich langsam um.

Mira stand weinend im Regen. Ihre Schultern zuckten. Das Schneewittchenkostüm klebte an ihrem kleinen Körper.

Wieder sah Posey auf das Flimmern hinunter. Es schien schwächer geworden zu sein. Sie konnte ihr Kind nicht noch einmal gehen lassen. Sie musste es zurückholen.

»Mami!«, hörte sie Mira wimmern.

»Komm her, mein Schatz«, rief sie ihr zu und streckte die Hand nach ihr aus.

Das Mädchen kam zögerlich näher.

»Komm her«, wiederholte Posey mit einem Lächeln. »Wir gehen jetzt zu Alannahs Geburtstagsparty.«

Mira schüttelte den Kopf. Das rote Seidenband, jetzt nass vom Regen, hing schlaff in ihrem Haar.

»Doch komm, wir gehen zusammen.«

»Nein, ich will nicht mehr. Ich will nicht zu der bösen Frau gehen.« Mira zitterte in ihrem dünnen Kostüm.

»Aber du wolltest doch unbedingt zu der Party. Los jetzt«, drängte Posey ungeduldig.

»Alannah hat gesagt, man muss für immer da bleiben und kann nicht wieder zurück.« Mira weinte jetzt so sehr, dass Posey sie kaum verstehen konnte. »Das habe ich vergessen. Ich will hierbleiben, Mami. Und du sollst auch hierbleiben. Bitte!«

Das Flimmern wurde immer schwächer; man konnte schon wieder Gras sehen. Posey konnte den Gedanken einfach nicht ertragen, sich ihr geliebtes Kind ein zweites Mal rauben zu lassen. Sie versuchte, Miras Hand zu schnappen, doch dem Mädchen gelang es, sich wieder loszureißen. Sie lief in Richtung Haus.

»Nein, Mami!«, schrie sie.

Posey warf einen Blick auf das Flimmern und sie wusste instinktiv, dass sie keine Zeit hatte, Mira zurückzuholen. Sie musste jetzt handeln, sonst würde sie ihre Tochter für immer verlieren.

Ihre Tochter ... Die leise Stimme in ihrem Kopf ließ sie wieder zögern, gerade als sie im Begriff war, sich in das Flimmern zu stürzen.

Ihre andere Tochter war hier. Sie würde sie zurücklassen müssen. Das konnte sie nicht tun.

Es zerriss Posey das Herz, als sie dem Flimmern den Rücken zukehrte und zum Haus ging. Mira, ihre kleine Mira, hatte sich gegen die Hauswand gedrückt. Ihr Körper bebte vor Kälte. Sie weinte bitterlich. »Die Frau war böse, Mami«, brachte sie zwischen den Schluchzern hervor. »Und Alannah ... sie hatte B... B... Blut in den Augen, hast du das nicht gesehen, Mami? Ich will da nicht hin, Mami, ich will da nicht ...«

»Los, mein Schatz, lass uns ins Haus gehen«, presste Posey mit Mühe hervor. Ihr Brustkorb fühlte sich an, als würde er gleich explodieren. Sie bekam kaum Luft. »Mami bleibt hier, bei dir. Alles wird gut.«

Sie nahm Mira in die Arme und trug ihre kleine Tochter ins Haus. Bevor sie um die Ecke zur Haustür ging, drehte sie sich ein letztes Mal um.

Auf dem Hügel stand jetzt wieder das Mädchen mit den schwarzen Haaren. Es sah aus, als ob es dunkle Tränen weinte. Im Schein des nächsten Blitzes sah Posey, dass es nicht Tränen waren, sondern Blut, das ihr das Gesichtchen hinunterlief. Das Mädchen winkte.

Ohne die Hand zu heben, ging Posey mit Mira ins Cottage und machte die Tür hinter sich zu.

»Wir werden von hier fortgehen, nur du und ich«, flüsterte sie Mira ins Ohr. »Alles wird gut. Mami bleibt bei dir.«